Familienblätter.
Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".
Nr. 23. Posen, den 8. Juni. 1884.

Pfingstmaien.

Erzählung von Marc. Boyen (Frau von Kamecke).

(Schluß.)

Dann galt es später, das Haus zu schmücken. Einen großen Vorrath an grünen Buchenreisern hatten die Dorfbuben herbeigebracht, die sollten nun schön im Hause vertheilt werden. Frau Line hatte noch immer mit den Mägden in der Küche zu schaffen, Werner war aufs Feld gegangen, so rief Dorchen über den Hof hin nach dem Knecht und war ärgerlich, als sie hörte, daß Peter auf dem Felde sei.

„Kann ich nicht helfen, Fräulein Dorchen?" fragte Leßner bittend.

Dorchen sah zweifelnd an seinem feinen Anzug nieder. „Es geht aber los mit Hammer und Nägeln, und die knorrigen Aestchen werden ihren Anzug beschädigen," sagte sie nachdenklich. „Ich will vorsichtig sein," versprach der Professor.

So schafften sie zusammen, das Mädchen reichte zu, ordnete an, kommandirte: „Nach rechts!" oder „Mehr nach links!" und Hans Leßner hämmerte die Zweiglein an und steckte Maiengrün hinter jedes Bild und jeden Spiegel, die Wangen glühten ihm von der ungewohnten Arbeit, es lag ein merkwürdiger Reiz für ihn darin, mit dem schönen Mädchen hier so gemeinsam überlegen und ordnen zu können. Auch das Mädchen sah gern zu ihm auf, sie musterte seine schlanke, elegante Gestalt, seinen schönen, charaktervoll geschnittenen Kopf und seine feinen weißen Hände und dachte, daß ihr Schwager wohl recht habe, wenn er davon gesprochen, welch' ein „prächtiger Gesell" der gelehrte Professor früher gewesen sei, und sie sagte sich, daß er auch heute noch ein schöner Mann sei und daß auf seinen ruhigen Gesichtszügen eine gütige Würde liege, von welcher ihr dicker Schwager nichts wisse.

Als das Werk beendet war, dankte Dorchen dem Professor für seine Hilfe; sie sah ihn theilnahmsvoll an, als er ihr sagte, daß ihm hierdurch ein Vergnügen wie selten sonst geworden sei. „Haben Sie denn so wenig Freude im Leben?" fragte sie zögernd.

„Ich habe meine Arbeit am Schreibtisch und meine Studenten, denen ich Vorlesungen halte, und dann die Senatssitzungen und so weiter fort," sagte Leßner leise, als wenn er von unerquicklichen Dingen berichte.

„Und gute Freunde, nicht?" fragte Dorchen.

„O ja, auch, aber doch nicht im Hause; da, so bei mir — ach, da ist es oft sehr einsam."

Dorchen schwieg ein Weilchen, sie drückte den letzten grünen Buchenzweig, den sie noch in den Händen hielt, ein wenig gegen ihr Herz und legte ihre heißen Wangen an die kühlen Blättchen. „Ich denke, jeder Mann, der nicht bei Mutter oder Schwestern lebt, — oder — — nicht verheirathet ist, lebt immer etwas einsam, aber es mag nicht leicht sein . . .", sie hielt etwas inne und fuhr dann fort: „Mein Schwager Otto sagt, Sie hätten Ihre Verwandten schon lange alle verloren, das — das ist sehr traurig, ja es mag sehr einsam sein." Sie sah den Professor mitleidig an. „Ich muß jetzt gehen und Line behilflich sein," sagte sie dann rasch und wandte sich ab.

„Schenken Sie mir den Zweig aus Ihrer Hand," bat Leßner sanft, „ich will ihn für mein Zimmer mitnehmen."

Dorchen nickte, sie gab ihm den Zweig, blieb einen kurzen Augenblick wie zögernd vor ihm stehen, aber ohne ihn anzusehen, und ging dann hinaus.

Der Professor trug sein Pfingstmaien hinauf in sein Zimmer, er drückte auch sein Gesicht in das zarte Laub und dachte, welch' ein seltsames Pfingstfest er hier erlebe und wie reizend das liebe Mädchen sei, das ihm den Zweig geschenkt . . . .

Nachdenklich schritt er dann in seinem Zimmer auf und ab, sein Gesicht war erregt, und zuweilen biß er die weißen Zähne auf die Lippen, dann wieder stand er lächelnd am Fenster und blickte auf die sonnige Landschaft hinaus. Endlich langte er nach seinem Hut, er betrachtete den schon halb verwelkten Kranz, den er heute Vormittag aus dem Walde heimgebracht hatte, legte ihn zur Erfrischung ins Wasser, setzte den Hut auf und schlich leise die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Er ging die Dorfstraße entlang, die Häuser trugen alle grünen Schmuck, an manchem abgelegenen Plätzchen hinter den Scheunen war ein Bursch beschäftigt, einen Maibaum mit bunten Bändern zu zieren. Weiter ging der Professor dem Walde entgegen, die Straße war jetzt einsam, nur ein kräftiger Bursch kam daher und trug eine prächtige, schlanke, junge Birke mit reicher buschiger Krone und silberglänzendem Stamm. Mit diesem Burschen hatte Hans Leßner ein heimliches Gespräch. Er redete so eifrig auf den jungen Dorfbewohner ein, als halte er einem Jünger der Wissenschaft einen Vortrag über die sozialpolitischen Anschauungen der alten Römer; schließlich zog er seinen Geldbeutel und drückte dem andern etwas in die Hand, das schimmerte voll und röthlich, wie gutes deutsches Gold, dann endlich grinste der Bursche einverstanden mit dem vollen, pausbackigen Gesichte und rückte ehrerbietig die Mütze vor dem fremden Krösus, und es war noch zwischen den beiden die Rede von „morgen früh um 4 Uhr."

Mit beglücktem Gesicht kehrte Leßner zum Dorf zurück; er suchte dort etwas an den Häusern umher und fand bald den kleinen Laden, in dem er zur hellen Verwunderung der Verkäuferin eine Menge der breitesten Seidenbänder von den schönsten Farben kaufte. Dann ging er nach Hause.

Doch als er später mit seinen Wirthen und Dorchen zusammensaß, da war der Ausdruck von Glück, den er von seinem Spaziergange heimgebracht, von einer Wolke sorgenvollen Bedenkens beschattet; er griff zuweilen verstohlen an seine Tasche, wo die Seidenbänder verborgen waren und mit Zentnerlast fiel es ihm aufs Herz, ob er nicht doch vielleicht ein zu gewagtes Spiel treibe.

Pfingstmorgen war da; noch ehe die Sonne völlig erwacht war, sangen die Vögel in Baum und Zweig lauter wie sonst, die Luft war lau, doch ein leiser Windhauch bebte durch die Natur, wie ein Bote, der freudige Kunde von Ort zu Ort trug, eine jede Blume im Garten schien köstlicher dem neuen Morgen entgegenzuduften, als an anderen Tagen. Pfingstmorgen war eben da, und das empfand jubelnd alles Geschaffene.

Dorchen hatte am vorigen Abend noch lange wach gelegen, sie hatte so viel an den einsamen Mann denken müssen, der ihr heute so sonderbar in die Augen geblickt hatte und der ihr so leid that; spät war sie endlich eingeschlafen, und nun hatte

das Vögelgezwitscher sie früh geweckt. Ja, der frische Gesang der Finken und dann wohl auch noch ein anderes seltsames Geräusch vor ihren Fenstern, ein merkwürdiges Rauschen, ein Flattern.

Eine Zeitlang lag das Mädchen mit offenen Augen und horchte dem wunderbaren Getön, dann sprang sie auf und ging ans Fenster, sie sah hinaus durch einen Spalt im Fensterladen und drückte dann rasch die Hände gegen ihr laut pochendes Herz.

Da stand, wenige Schritte nur von ihrem Fenster entfernt, ein schlanker Maibaum, stolz streckte er die zierliche Krone gegen den sanft gerötheten Morgenhimmel, und eine Menge hellfarbiger Seidenbänder wurde von dem sanften Winde in reizendem Spiel gehoben und geschaukelt. Ein helles Roth fluthete über Dorchens Gesicht, sie deckte ihre Hände darüber und lachte leise, und wieder horchte sie auf das Flüstern und Rauschen von Blatt und Band; dann lief sie zu ihrem Bette zurück, warf sich davor nieder und verbarg weinend ihr Gesicht in den Decken.

Und wieder horchte sie, ob sie Stimmen oder Tritte draußen hören konnte; und als Alles still blieb, da fing sie an, in Hast sich anzukleiden; einen Augenblick überlegte sie, ob sie das schlichte Kleid von gestern oder schon das für den heutigen Tag bestimmte Festgewand anziehen sollte, dann wählte sie das letztere, und endlich schlich sie hinaus, in ihrem weißen Kleide so schön, so thaufrisch, wie der junge Pfingstmorgen selbst.

Vor dem Hause war's still, die Strahlen der Sonne erleuchteten die Gipfel der Bäume, und nur die Vögel sangen in vielstimmigem Chor. Zaghaft blieb das Mädchen in der Thür stehen und blickte sinnend auf den geschmückten Maibaum; sie wußte selbst nicht, wie schön sie aussah.

Aber Hans Leßner wußte es, und sein Herz klopfte gewaltig, als er von seinem Versteck aus das Mädchen beobachtete.

Jetzt aber sah er sie, wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, mit hastigen Schritten auf den Maibaum zueilen: mit beiden Händen griff sie an den schlanken Stamm, und Leßner konnte sehen, wie sich schon der ganze Baum unter ihren kräftigen Händen neigte. So läßt das Mädchen den Maibaum umwerfen, wenn sie es nicht gar selbst thut, so hatte Dora ihm gestern berichtet, — sollte jetzt vor seinen Augen — —?

Entsetzt sprang er aus seinem Versteck: „O bitte, lassen Sie ihn stehen!" bat er flehend.

Dorchen wandte erschrocken den Kopf gegen ihn.

„Ach Sie sind es," sagte sie gepreßt und hielt den Baum mit beiden Händen fest, ihre Augen senkten sich und sie erröthete.

„Lassen Sie den Baum stehen, Fräulein Dorchen, seien Sie nicht so hart!" bat der Professor dringend, und sein Gesicht wurde bleich.

Dorchen sah ihn schelmisch an. „Ich will ihn wohl stehen lassen," sagte sie langsam, „aber er selbst will ja gehen; sehen Sie nicht, er will ja nach einer Seite umfallen."

Leßner athmete froh auf, er legte auch seine Hand an den wankenden Baum. „Ja, ich habe ihn wohl schlecht eingesetzt," klagte er reumüthig.

„Haben Sie es gethan, wirklich?" fragte Dorchen und reichte dem Verlegenen die eine Hand, „o, ich danke Ihnen."

„Ich habe es nicht gut gemacht, ich habe es ungeschickt angefangen," sagte der Professor.

„O, man braucht nicht Alles zu verstehen," tröstete Dorchen, „wir machen ihn wieder fest."

„Soll er stehen bleiben, Fräulein Dorchen," fragte Leßner und sah dem Mädchen kühner ins Gesicht.

„Gewiß, das soll er," lachte Dorchen, „aber wir müßten ein Beil oder so etwas haben, wir können ihn doch nicht hier immer halten."

„Aber wenn er stehen bleiben darf," sagte der Professor lächelnd, „dann — dann tanzen wir heute und morgen zusammen."

Das Mädchen bog den Kopf etwas zur Seite und schwieg, die kleinen Hände hielten noch immer den Baum umschlossen und Hans Leßners Hände lagen daneben.

„Ich kann tanzen, Fräulein Dorchen," sagte der Professor leiser, „ich habe immer ganz gut getanzt, ich glaube gewiß, ich kann noch jung sein, wollen Sie meine Tänzerin sein?" Sie flüsterte leise: „Ja!" Er sah sie mit leuchtenden Augen an; da stand sie vor ihm. Gesicht gegen Gesicht, ganz so nahe hatte er sie noch nie ansehen dürfen, er sah die lichten Löckchen hinter den kleinen rosigen Ohren, und den sanften Mund, er sah, wie lieblich und jung sie war, und er — o vermessene Gedanken . . .

Um sie her wehte der Wind die flatternden, bunten Bänder, sie standen und wagten sich nicht anzusehen und hielten die wankende Birken in ihren Händen. „Dorchen," sagte endlich Leßner mit etwas unsicherer Stimme, „wie war es doch, was Sie mir von dem Maibaum erzählten? Wenn er also stehen bleiben darf, dann führt der Bursche sein Mädchen zum Tanz, und sie ist sein allein während der frohen Festtage, war es nicht so? Und was sagten Sie doch, was dann folgt?"

Wieder hörte man nur das Rauschen der Bänder und das Jubeln der Vögel ringsumher.

„Eine Hochzeit sollte folgen, nicht, Fräulein Dorchen? so sagten Sie doch gestern?"

Das Mädchen sah, wie die Hände des Mannes zitterten, sie erhob schüchtern den Blick zu seinem Gesichte und bemerkte, wie es vor tiefer Bewegung erblaßt und verstört war, leise wollte sie ihre Hände von dem weißen Stämmchen lösen, doch Leßners Hände legten sich auf die ihren und hielten sie mit sanftem Druck gefangen.

„Dorchen, ach, Sie wissen nicht, wie unendlich lieb ich Sie habe," sagte der Professor aus voller Seele.

Das Mädchen legte die Stirn an den Stamm des Bäumchens, und ein paar helle Thränentropfen fielen schillernd von ihren Wangen.

„Dorchen, sagen Sie mir ein gutes Wort, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie es vielleicht verstehen können, wie ich — ich alter — —"

Die blauen Augen sahen zu ihm einen Augenblick auf, es lag etwas darin, was Hans Leßner ermuthigte, weiter zu sprechen. „Ich bin sehr einsam gewesen, aber gewiß, mein Herz ist nicht stumpf und kühl geworden in den Jahren; die ewig leise darin flüsternde Sehnsucht nach einem anderen Dasein, nach einem neuen, süßen Glück, — — ach, Dorchen, dieses Glück, von dem ich in einsamen Stunden träumte, es erschien mir so groß und so heilig, daß ich nicht wagte, kalt und berechnend danach mich umzuschauen und es aufzusuchen, wie die Menschen um mich her es machten, wohl dachte ich an Liebe und an — an ein Weib für mich, Dorchen, aber ich wußte, die Ahnung, die Gewißheit solchen Glückes müsse über mich kommen von außen her, so wie das Glück den Menschen kommt, unerwartet, berauschend, überwältigend. So also suchte ich nicht, ich wartete."

Hans Leßner schwieg ein Weilchen, und Dorchen hörte die tiefen Athemzüge seiner Brust. „Dorchen, ich liebe Sie, ach, sagen Sie mir, daß mein Glück gekommen ist."

Neue Thränen perlten nieder, und dann wurde das Köpfchen leise ein wenig gehoben, und die weiße Stirn legte sich auf des Mannes Hand. Da hob Leßner die andere Hand und fuhr zärtlich über das hübsche Köpfchen, und sein Herz zitterte vor großer Freude. — Und dann küßten sie sich, herzlich, innig, im Vollbewußtsein tiefen, wahren Glückes.

Psch! psch! nießte es hinter ihnen.

Erschrocken sahen sie auf, da stand Peter, der Knecht, und sah mit seinem dummen Gesichte schlau zu ihnen hinüber. Ein heller Strahl von Jubel und Freude fuhr über Dorchens Gesicht. „Komm, Peter," rief sie, „hilf uns, der Maibaum will ja umfallen."

Peter kam langsam näher, ja, er war ein Pfiffikus, ihn nahm sobald nichts wunder. Er hatte schon gestern zum Milchmädchen gesagt: „Der fremde Herr macht Augen zu unserm Fräulein." — Jetzt rückte er nur leise an der Mütze, rüttelte ein wenig an dem wankenden Bäumchen, murmelte etwas von „Stadtherren" und machte sich daran, mit seinen breiten Füßen das Erdreich um den Baum festzustampfen.

Die Beiden aber, deren Hände nun frei waren, liefen ins Haus, dort sahen sie sich glückselig in die Augen, und Hans Leßner wußte es nun, daß sein neues Glück gekommen sei, und daß es immer bei ihm bleiben wollte.

Fortuna lächelt.

Von L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wir mußten uns endlich losreißen von diesen stillen Klostergängen, in welche der letzte Glanz des Abendrothes einen rosigen Schimmer zu werfen schien; — eine Täuschung war es, aber eine liebliche Täuschung, ein entzückendes Bild!

Ich konnte gar nicht sprechen vor tiefer Bewegung, wir gingen stumm neben einander her, — ihr Arm ruhte noch immer in dem meinigen, wie er dahin gekommen, wußten wir vielleicht Beide nicht.

Draußen hatte indeß der Himmel Alles in dieselbe sinnende Melancholie getaucht, die uns erfüllte. Grau und trüb lag er über den schönen, anmuthigen Berghöhen und grau und trüb legte er sich über das reiche, schöne Thal. Mir war das Herz so gepreßt, ich hätte weinen mögen und durfte ja doch kein Wort über meine Lippen bringen. Herr Gott, war es denn möglich, sollte ich denn wirklich von dem Mädchen scheiden? Wer hatte je im Leben mir so viel Güte, so viel liebenswürdige Theilnahme, so inniges Verständniß gezeigt? Und sie? — Bei dem geldstolzen, gemüthlosen, ungebildeten Vater — sie hatte auch keine Seele, der sie nahe war, wie der meinen!

Ein Kampf kam über mich, wie ich ihn nie für möglich gehalten, — und nun waren wir schon dem Wirthshaus wieder ganz nahe und sehen den Alten ungeduldig da herumstapfen.

„Ist es wirklich Ihr Ernst, Herr Wolfradt, wollen Sie noch heute weiter?“ fragte Philly endlich leise und scheu.

„Ja, es ist mein Ernst, — ich darf nicht bleiben!“ sagte ich und hörte selbst, wie ernst und entschieden ich das aussprach.

Sie sagte kein Wort; — ihr Athem ging rascher und ihre Farbe wechselte unaufhörlich.

„Wo steckt Ihr denn?“ fuhr uns der Alte an. „Sie, Herr, müssen eilen, der Zug geht in dreizehn Minuten und — Pine, geh ins Haus und hol' mir mal meine Handschuh! — nun, mich hat der verdammte Kerl, der Ellinger, zum Narren, er ist nicht hier und hat sich auch nicht gemeldet, — ich habe eben den Kellner nach dem andern Wirthshause geschickt. Donner und Hagel, hier in diesem Lumpenneste bis morgen zu sitzen und zu warten, ob es dem Herrn gefällig ist, sich hie, ein Rendezvous mit — mir — zu geben, das paßt mir nicht, dazu bin ich der Mann nicht. Wer mir nicht fein demüthig kommt und bittet mich ganz gehorsam um die Ehre, mein Schwiegersohn zu werden, der kann mir gestohlen werden!“

Hinter uns stand plötzlich Philly, sie hatte offenbar die letzten Worte ihres zornschnaubenden Vaters gehört.

„Du hast ja die Handschuhe in der Tasche, Papa,“ sagte sie leise und sah mich so angstvoll fragend an.

Der Alte griff nach der Tasche, richtig, der halbe Handschuh hing heraus.

„Na, Herr Wolfradt, habe mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen, nun machen Sie nur, daß Sie zur Bahn kommen, leben Sie recht wohl!“ pustete Vater Mittermeier, immer wüthender bei der Aussicht, jetzt allein in Walkenried zu sitzen und auf den Liebhaber seiner reichen Tochter zu warten.

„Leben Sie wohl, Herr Mittermeier!“ sagte ich kurz, ich fühlte, der Mann wollte mich jetzt doch lieber so rasch wie möglich los sein, selbst auf die Gefahr hin, sich allein schrecklich zu langweilen. Er gab mir so quasi den Abschied unerbeten und winkte auch gar bedrohlich von fern mit einem väterlichen Korbe.

Ich bot Philly die Hand und wollte auch ihr sagen „Leben Sie wohl!“ aber ich weiß nicht, wie es kam, ich konnte kein Wort über die Lippen bringen.

Stumm stand auch sie, — in ihren blassen Mienen lag eine Welt von Bangigkeit und Fragen; sie drückte mir die Hand und ich wandte mich von ihr ab und ging.

Mein Gepäck hatte ich direkt nach dem Bahnhof geschickt; so schritt ich meines Weges und mir war so elend zu Muthe, daß ich mich am liebsten wie ein wunder Hirsch im dichten Wald niedergelegt hätte, um zu sterben.

Nicht einmal blickte ich zurück! — Hätte ich's gethan, — hätte sie dort noch gesehen, mit ihren traurigen, fragenden Blicken nach mir schauend, ich wäre zurückgestürzt und hätte dann — ein bettelhafter Geldjäger — vor dem geliebten Mädchen gestanden. —

Nur fort, — nur fort! Es wurde ja wohl wieder anders, ich vergaß ja hoffentlich diese Tage und die lieben, treuen Augen!

Ich kam noch viel zu früh, der Zug hatte sich zudem wieder verspätet, die Anzeige davon war das Erste, was mir in die Augen fiel. — So saß ich allein und finster vor mich hinstarrend und konnte nicht einmal lächeln, empfand keine Spur von Behagen dabei, als zwei Mädchen an mir vorbei gingen und die Eine fast laut zu der Andern sagte: „Sieh nur, solch' einen schönen Bart habe ich nie gesehen.“ — Die Zweite blickte zurück und sagte dann ihrerseits lachend: „Der hat eine unglückliche Liebe!“ — Das half! — Ich haßte das sentimentale Werther-Genre — und während ich mich aufraffte und mir eine unbefangenere Haltung gab, fiel mir auf und ich lächelte jetzt doch, daß es geklungen hatte, als habe mein Bart eine unglückliche Liebe.

Endlich kam der Zug: — ich hatte mein Billet, nahm den ersten besten Platz in einem leeren Coupee und wartete auf das Signal zur Abreise. — Da sah ich keuchend und athemlos meinen Freund Mittermeier daher pusten, ein Diener mit seinem Gepäck stürzte wie besessen nach der Gepäckhalle, und an meinem Coupee vorüber flog, mit den Augen ängstlich suchend, Philly, ganz roth und in sichtlicher großer Aufregung. Ich sprang empor, sie sah mich sogleich.

„Gottlob!“ rief sie und dann: „Halten Sie uns Plätze frei, wir gehen mit.“ Damit stürzte sie wieder fort nach ihrem Vater in das Haus.

Im selben Augenblick wurden die Coupeethüren zugeschlagen. „Schaffner, ein gutes Trinkgeld, wenn Sie noch warten!“ sagte ich entsetzt und sehr reglementswidrig.

„Geht nicht, sind eilig!“

Dazwischen erschallten die Abfahrtssignale.

Philly erschien wieder, ganz außer sich.

„Haltet! Haltet!“ rief sie uns zu.

Der Zug war schon in Bewegung, aber sehr langsam. Da kam der Alte herangeschnaubt, als sei er selbst eine wildgewordene Lokomotive!

Mit einem Satze schwang er sich aus der Thür des Wartesaals und diese flog unmittelbar hinter ihm fest ins Schloß.

Ein gleichzeitiger, furchtbarer Fluch des Herrn Mittermeier, ein Schrei Philippinens und dann ein ärgerlicher Ausruf des Schaffners schlugen zur selben Sekunde an mein Ohr, die Coupeethür wurde jetzt donnernd ebenfalls zugeklappt und der Zug brauste vom Bahnhof. Ich aber sah, verwirrt, ganz bestürzt, mich aus dem Coupee lehnend, wie Herrn Mittermeier's Rockschooß, von der Thür des Wartesaales erfaßt, festgehalten wurde und wie er daran baumelte und zappelte, unter wüthendem Schimpfen vergeblich bemüht, die Thür zu öffnen, und wie Philly ganz betäubt und einer vom Blitz Getroffenen gleich, mit schlaff herabhängenden Armen an derselben Thür lehnte und mir trostlos nachsah.

Ich grüßte, ich legte die Hand auf das Herz und entfaltete ein Talent für die Mimik in einem bemerkenswerthen Grade; — dann war keine Spur mehr zu sehen von ihr und ich setzte mich nieder, um „fern von Madrid, darüber nachzudenken“.

Was war das, warum wollten sie mit mir reisen.

Tausend Gedanken strömten auf mich ein, ich war in einer grenzenlosen Aufregung, und es war wirklich ein Glück zu nennen, daß der Zug in unaufhaltsamer Eile weiter jagte, denn ich wäre im Stande gewesen, auf der ersten Station umzukehren und Philly wieder aufzusuchen. Aber, Gottlob, es gab

nur wenig Aufenthalt, rastlos ging es vorwärts und ich saß in meiner Ecke wie ein Menschenfeind, sprach mit Keinem und sah nicht einmal meine Begleiter an. Stundenlang saß ich so dort, und nach und nach rang sich aus dem Chaos von Fühlen und Denken eine Ueberzeugung mit neuer, unwiderleglicher Bestimmtheit los: „In meiner Stellung und Lage konnte ich nie daran denken, Philly mein zu nennen, und Schulmeister konnte ich nicht bleiben." — Wie ich es bis heute hatte bleiben können, das begriff ich weder jetzt, noch später. Vielleicht war es die Macht der Gewohnheit, die Liebe zur Mutter und vor Allem mein träumerisches Wesen; ich hatte in einer Welt der Geister gelebt, mechanisch meine Pflicht gethan und die Wirklichkeit war für mich nie vorhanden gewesen. Wie oft hatte ich überlegen vor mich hin gelächelt, wenn ich hörte, daß die Bauern mich den verrückten Schulmeister nannten, — wußte ich ja doch, was ich wußte; — jetzt begriff ich die Leute und theilte ihre Ansicht vollständig. Und dieser Grad von Selbsterkenntniß erschien mir als das erste Anzeichen von gesunder Urtheilskraft. Aber wie viele Lebensjahre hatte ich denn so verloren? Verloren? Ja, denn ich war nichts und hatte nichts; — nein, denn ich hatte jede freie Stunde benutzt, — ich hatte mit unermüdlichem Eifer mühselig und stückweise die Bausteine zusammengetragen, eine Zauberhand fügte sie plötzlich zusammen, — ich durfte mich nicht über mein Geschick beklagen.

Zum Tode matt von den so ungewohnten Aufregungen und Kämpfen dieses Tages fuhr ich um neun Uhr Abends durch die Fluren Weimars, von Erfurt kommend. Ich war enttäuscht, die Gegend so sehr flach und fast einförmig zu finden, weite prächtige Kornfelder, Dörfer, Weiler, das war so ziemlich Alles.

„Weimar!"

Die Dämmerung brach schon an, als ich die Stadt betrat; — mir war, als müßten sie noch hier wandeln, als müßten sie mir noch gleich begegnen, die Großen unseres Volkes. — Und doch war etwas in mir vernichtet; ich hatte bis in das Mannesalter hinein mir die naive Genußfähigkeit des Kindes erhalten, die kein „Aber" kennt, heute wollte das Herz gar nicht so frisch und freudig jubeln, wie vor drei Tagen noch. — Ich war ein Anderer geworden; — das: Erkenne Dich selbst! war zu mir gesprochen. Es war ein weiter Weg vom Bahnhof nach dem Hotel. Ich hatte mein Gepäck mit dem Hotelwagen vorausgeschickt, ließ mir rasch ein Abendbrod geben und stieg dann hinauf in die zweite Etage. Sogar die Glieder thaten mir weh und waren mir schwer; ich sah noch die altmodische Bettstelle an, von Eisen, ein Rohrgeflecht nachahmend, und dachte, „die ist auch noch aus der Göthe-Zeit!" Dann legte ich mich nieder und hatte das Bewußtsein, daß mir dieser heutige Tag Großes und Schweres gebracht, sehr bald in einen tiefen Schlaf verloren.

Es war schon spät, als ich am andern Morgen erwachte; die Sonne schien wieder lachend ins Fenster hinein und mein erster Gedanke an „Sie" wurde durch den andern verdrängt: „Ich bin in Weimar!"

Mir fiel „Mekka und Medina" wieder ein!

Ach, so müde wie ein Wüstenpilger war ich gekommen gestern, — nun wollte ich sehen, ob ich Segen fände an geweihter Stätte.

Mir war heute wieder frisch und froh ums Herz, — nur viel ernster. — In kurzer Zeit war ich unten auf der Straße; — einen Führer hatte ich mir verbeten, — ganz allein wollte ich sein. — Rechts und links schauend, hätte ich jeden Menschen ansehen mögen, ob er es auch empfinde, das Glück, in Weimar zu sein. Am Theater vorbei, wo ich das Rietschelmonument von Schiller und Göthe zuerst in seiner ganzen sinnigen Schönheit sah — ich hatte davon gelesen — ging ich die stille Straße hinab dem Schillerhause zu. Da lag es vor mir; — ein einfaches kleines Häuschen mit grünen Jalousien und unten im Erdgeschoß, neben der Thür, ein Laden mit Büsten und Statuetten in Gyps, Marmor ꝛc. — alle von Schiller und seinen Zeitgenossen. — Die Führerin kam sofort herbei und geleitete mich eine schmale Holztreppe hinauf, über einen schmalen Vorplatz in ein großes, weites Gemach. Ich trat still und in sehr feierlicher Stimmung ein. — An den Wänden standen Stühle und Sophas mit bunter Stickerei „von den Damen Weimars gestiftet" lange nach Schillers Tode. Mir schien die Idee keine glückliche, rechts ein Gemach, wo die Führerin Photographien ꝛc. verkaufte — auch keine anmuthende Verwendung dieses Raumes; — links aber — dahin führte sie mich jetzt durch eine Thür — Schiller's Arbeitszimmer.

Ein helles, geräumiges und sehr freundliches Gemach, — vor dem einen Fenster sein Arbeitstisch mit dem Stuhl, an derselben Wand in der Ecke das Bett, in welchem Schiller gestorben. — Ich trat hinzu, leisen Schrittes, mir war, als horche meine ganze Seele. — Ein ganz unendlich einfaches, hölzernes Bettgestell, — wie man es kaum unseren Dienern giebt heutzutage, und darin statt der Betten eine unendliche Menge von Kränzen, welken und frischen Lorbeerkränzen, welche liebevolle Dankbarkeit und Verehrung immer neu herzu trug. — Da, in diesem fast dürftig anzusehenden Bette hatte er, der deutsche Sänger, der edelste Dichter, sein schönes Leben verhaucht!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Schirme. Auf mehr als dreitausend Jahre Alter darf man den Sonnenschirm schätzen. In den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt des großen Reiches der Assyrer in Ninive, wurde einst ein Steinbildwerk ausgegraben, einen König darstellend, über dessen Kopf eine weibliche Figur einen Sonnenschirm hält. Die uralte Skulptur war noch so gut erhalten, daß man an dem Schirm Quasten erkennen konnte und auf dessen Spitze noch eine gemeißelte Blume fand. Das westlichste der drei Reiche jenseits des Ganges, Birma, verlieh in früherer Zeit seinem König als charakteristischen Ehrentitel die Bezeichnung „Herr der 24 weißen Sonnenschirme." Kein Unterthan durfte weiße Schirme führen. Er konnte sein Haupt mit Instrumenten in Farben aller Art vor der Gluth der Sonne schützen, die weiße aber behielt der weise Herrscher sich allein vor. Noch eine größere Schirmtyrannei berichten die Reisenden aus dem Lande der Kaffern, das bei uns wegen der geringen Intelligenz seiner Bewohner in sehr großem Mißkredit steht. Dort hat jeder Häuptling seine eigenen Schirmträger. Diese armen Sklaven bekommen Hiebe, wenn ihre Herren ein Sonnenstrahl trifft, und verlieren ihren Kopf ganz, wenn sie den Kopf so weit verloren haben, daß sie die Schirme ganz und gar vergessen konnten. Die Türken hatten ehedem ein Gesetz, wonach es nur den allerhöchsten Personen, nur dem Sultan und seinem Großvezier gestattet war, Schirme zu führen. Erst seitdem in Konstantinopel europäische Sitten eingeführt worden sind, dürfen die Muselmänner sich eines transportablen Schutzdaches bedienen, müssen dasselbe aber schließen, wenn sie am Palast des Sultans vorübergehen oder in die Nähe der „hohen Pforte" kommen. Sie tragen daher meist nur einen Handfächer. Derselbe ist gewöhnlich aus Gänsefedern gemacht, unterscheidet sich aber von einem gewöhnlichen Flederwisch dadurch, daß er im Mittelpunkt einen kleinen Spiegel enthält. Von den Völkern des klassischen Alterthums wissen wir, daß sie kleine und große Schirme kannten und handhabten, die Griechen hatten schon welche mit beweglichen Stäben zum Auf- und Zuklappen. Es wird erzählt, daß beim großen Feste der Pallas Athene die Töchter der Neubürger, der Eingewanderten, verpflichtet waren, den Frauen der Alteingesessenen die Schirme nachzutragen. In Rom trug man kleine Sonnenschirme, sie waren zur Zeit der üppigen Kaiserherrschaft auch bei den Männern eingeführt, und die Historiker berichten, man habe bei den großen Schauspielen in den offenen Amphitheatern fast alle Zuschauer mit einem Mittelding von Schirm und Fächer gesehen. Die Männer hätten ebenso wie die Weiber mit den zierlichen Instrumenten kokettirt und sie auch bei bedecktem Himmel vorgehalten, um nach Herzenslust spioniren zu können.

Ein Götter-Bataillon. Der Dalai-Lama von Tibet führt jetzt mit der Begum (Königin) von Nepaul, die eine Verbündete der Engländer ist, Krieg, und werden die Truppen dieser Fürstin von dem General Kuddem Jung, einem Sohne des verstorbenen indischen Staatsmannes Bahadur Jung, der seine militärischen Studien in einer englischen Kriegsschule gemacht hat, befehligt. Der Dalai-Lama, ein Bürschchen von zwölf Jahren, hat nun, wie das indische Blatt „Rai Chobar" berichtet, die Begum brieflich davon verständigt, daß er den Krieg diesmal mit allen Mitteln führen werde, und habe er daher seine sämmtlichen 400 Götter zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert. Da jedoch die Nepaulesen mit Hinterladern und Krupp'schen Kanonen ausgerüstet sind, während die tibetanischen Götter nur Pfeil und Bogen mit sich führen, so werden letztere schwerlich den Sieg davontragen.

Mägdeherberge. Die vom Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit jüngsthin in Berlin begründete Mägdeherberge hat seit dem Tage der Eröffnung bereits 180 jungen Mädchen, die von außerhalb zuzogen, Unterkunft gewährt. Die mit der Herberge verbundene Dienstvermittelung hat in weiten Kreisen der Bürgerschaft Anklang gefunden. Es haben bereits über 3000 Herrschaften die Vermittelung der Herberge nachgesucht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.